

Profitopolis oder der Zustand der Stadt

Prof. Dr. med. Klaus Fiedler

Der Deutsche Werkbund wurde 1907 – vor dem Hintergrund der aufblühenden Industrialisierung – durch namhafte Persönlichkeiten, unter anderem Hermann Muthesius und Henry van der Velde, gegründet. Sein Ziel war es, über eine optimale Gestaltung einheimischen, deutschen Produkten eine gute Position auf dem Weltmarkt zu sichern. Unter den Prämissen von Funktionalität und Materialgerechtigkeit sollten Kunst, Handwerk und Industrie Hand in Hand die Zukunft erobern.

Der entscheidende Gedanke war, eine ideale Formgebung der Waren zu finden, die sich durch „Zweck“, „Material“ und „Konstruktion“ logisch entwickelte („Form follows funktion“). In den zwanziger Jahren sollte diese Idee in der „Neuen Sachlichkeit“ dann noch einmal einen späten Höhepunkt finden. Hierbei sah der Werkbund sich aber nie auf Gebrauchsgegenstände beschränkt, sondern das expansive Motto „Vom Sofakissen zum Städtebau“ postuliert einen viel weiteren Anspruch. Schon Gottfried Semper prognostizierte, dass der Neuanfang der Architektur nur vom Kunstgewerbe und der Kunstindustrie ausgehen könne.

Unvergessen sind auch die Dispute der Gründerväter über den richtigen Weg für moderne Formen des Bauens und Wohnens auf der diesem Thema gewidmeten Werkbundaussstellung 1914: Auf der

einen Seite Muthesius, der mit der industriellen Massenproduktion ein „Geschmackskartell“ aufbauen wollte und van der Velde, der den Individualismus bevorzugte.

Das 1973 gegründete Werkbundarchiv sieht sich in der Rolle des Bewahrers und der wissenschaftlichen Dokumentation des Werkbundschaftens in zeitgenössischer Interpretation.

Die Kernfrage des Werkbundarchivs: „Wie müssen Häuser gebaut werden damit sie nicht krank machen und alle gut wohnen können“, führt zu den industriell gefertigten Massenprodukten und deren Bedeutung für den Menschen und untersucht die Qualität von Dingen in unserer häuslichen Umgebung, ihre Form, Haltbarkeit und den sinnvollen Einsatz von Ressourcen.

1986 nach einigen viel beachteten Ausstellungen im Schloss Charlottenburg, zog das Werkbundarchiv in den Martin-Gropius-Bau um. Nach einer vorübergehenden Verlagerung wegen Umbauarbeiten im Museum kehrte die Institution 1999 in dem Martin-Gropius-Bau zurück und feierte seine Wiedereröffnung mit dem Namenszusatz „Museum der Dinge“. An diesem Standort konnte man auch die viel beachtete Ausstellung „Leonardo – Beuys“ mit renommierten internationalen Partnern und Sponsoren, wie z.B. Bill Gates, feiern.

2006 zog das Archiv in die Kreuzberger Oranienstraße. 2023 erfolgte dann der Wechsel zum jetzigen Standort in der Leipziger Straße 54, für den es nun immerhin einen 10-jährigen Mietvertrag von einer landeseigenen Wohnungsbaugenossenschaft gibt (Abb. 1). Pläne für ein eigenes Museumsgebäude sowie für Pavillons an der Karl-Marx-Allee bestehen seit langem, die Realisierung ist aber ungewiss.

Der Wechsel des Standorts war nicht freiwillig. Das Werkbundarchiv nimmt nun seine Situation, die Kündigung der Museumsflächen in der Oranienstraße durch einen Immobilienfonds, zum Anlass, um auf sein Schicksal als Vertriebener in einer Sonderausstellung zum Thema zu machen. Vor der Eröffnung der Dauerausstellung in einigen Monaten ist so die Exposition ein Exkurs durch das Berlin der Immobilienfonds, Gebäudespekulanten, der Gekündigten aber auch der glücklichen neuen Mieter.

Der Titel der Ausstellung „Profitopolis“ ist nicht neu, schon in den siebziger Jahren fragte eine gleichnamige Ausstellung nach den Aspekten von Flächenbesitz, Autoverkehr, gesundem Wohnen und Bürgerbeteiligung. Das meiste der Ausstellungsstücke ist noch in Kisten verpackt, es steht zurzeit nur ein Raum zur Verfügung, in dem man, etwas unübersichtlich, die Exponate aufeinanderstapelt. Nachdem man sich mühsam den



Abb. 1: Werkbundarchiv – Museum der Dinge

roten Faden der Präsentation erarbeitet hat, wird dann aber die Botschaft immer klarer.

Ab Anfang der 1960er Jahre entstehen in beiden deutschen Staaten, einschließlich Westberlin, Wohnsiedlungen in industrieller Bauweise. Ein Paradebeispiel ist hierfür das Märkische Viertel mit „auf der grünen Wiese“ entstehenden Neubaukomplexen (Abb. 2). Weit übertroffen wird die Entwicklung dann aber in den siebziger Jahren durch gigantische Neubaukomplexe in Berlin Marzahn wo unendlich repetierte Betonbänder von der „Lösung des Wohnungsproblems als soziales Problem“ künden sollten.

Trotz aller Kritik hinsichtlich der Monotonie, fehlender Infrastrukturen und der ungenügenden sozialen Durchmischung, ziehen viele Menschen aber gern aus den überfüllten Altbauten in diesen neuen, mit modernen Sanitär- und Heizungskomfort ausgestatteten Hauskomplexe.



Abb. 2: Märkisches Viertel Berlin 1979

Ein großes Modell zweier Hochhäuser in der Leipziger Straße in Berlin beherrscht den Ausstellungsraum (Abb. 3). Seit den fünfziger Jahren dominierte – auch in der DDR – das Konzept

der Charta von Athen (1933); die Forderung nach einer „funktionalen Stadt“, hatte seine Arbeit getan. Künftig entstanden in den Städten große Freiflächen und die gebauten Quartiere wurden nach Wohnungen, Einkaufsmöglichkeiten, Gewerbe, Büros und Industrie getrennt, mit dem Ziel der „autogerechten Stadt“.

Eine zentrale Verkehrsachse wie die Leipziger Straße sollte neben Platz für viele Autos auch Fußgängern Raum und Einkaufsmöglichkeiten bieten. Dieses Wohnquartier ist heute geprägt von erheblichem Verkehrsaufkommen

mit Autolärm und Abgasemissionen. Als dieser Wohnkomplex im Ostberliner Stadtzentrum Mitte der Siebzigerjahre fertiggestellt wurde, war der Autoverkehr aber noch sehr überschaubar. Infolge

der Berliner Mauer wirkte die Magistrale fast wie eine Sackgasse.

Nachdem mit der Wiedervereinigung der quirlige Verkehr jeden freien Raum dieses Gebietes erobert hat, treten immer mehr Bürger für eine Verkehrsberuhigung ein. Urbanität wird wieder zum ersehnten Ziel. Seit langen gibt es die Forderungen nicht nur der „Interessengemeinschaft Leipziger Straße“ für die 6500 Bewohner wieder eine lebenswerte, urbane Umgebung zu schaffen.



Abb. 4: Wünsche für ein gesundes und sicheres Wohnen



Abb. 3: Hochhaus in der Leipziger Straße

Fast eine ganze Stirnwand des Ausstellungsraumes ist mit gelben Zetteln der ersten Ausstellungsbesucher mit ihren Wünschen für ein sicheres, gesundes Wohnen und harmonisches Zusammenleben ausgefüllt (Abb. 4). Hier heißt es z.B. auf einer Notiz an der Pinnwand: „Mehr Schutz und finanzielle Unterstützung von sozialen Projekten, Kultur, kulturelle Orte, Events für alle Altersgruppen. Ausbau und Verbesserung des ÖPNV in Berlin – weniger Individualverkehr“.

Ein Teil der Ausstellung ist dem Wasserhaushalt in der Großstadt gewidmet. Das „Pflützenarchiv“ von Mirja Busch stellt eine Sammlung von in Flaschen gefüllten Pfützen Berlins dar. Sorgfältig archiviert und in Regalen aufgereiht versucht die Künstlerin eine Kategorisierung nach Größe, Form, Entstehung und Beständigkeit. Die Autorin versteht Pfützen als ein menschengemachtes Phänomen welche dem aufmerksamen Beobachter viel über die Beschaffenheit



Abb. 5: Pflanzensammlung

des Bodens, dessen Versiegelung und den Wasserkreislauf verrät (Abb. 5).

Reinigungsschwämme symbolisieren in einem weiteren Exponat eine zukünftige „Schwammstadt“ Berlin (Abb. 6). Nach dem Konzept der Schwammstadt soll Regenwasser am Niederschlagsort wie von einem Schwarm aufgesaugt und bei Bedarf zurück an die Umwelt abgegeben werden. Hierfür muss aber die Entsiegelung und das Grünflächenangebot deutlich schneller wachsen.

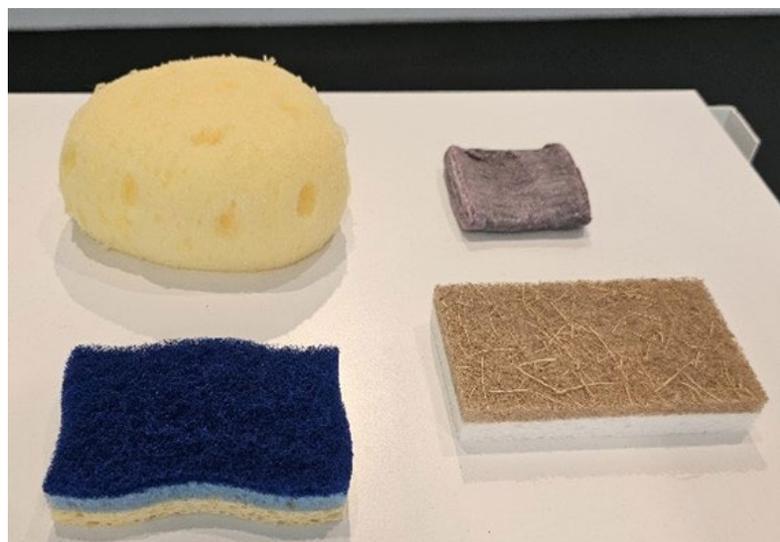


Abb. 6: Reinigungsschwämme als Symbol der „Schwammstadt“

Der Künstler und Architekt Martin Kaltwasser fokussiert sich auf das Thema Umweltverschmutzung und Verkehr. Mit „Platz da für meinen SUV“ weist er auf die Absurdität riesiger Geländewagen in der Stadt hin. Obwohl viele Anwohner für Radwege, die Umnutzung von Parkflächen und verkehrsberuhigte Zonen kämpfen, nimmt in Berlin die Zahl der Stadtgeländewagen (SUV) zu, die Realisierung einer Straßenbahnlinie auf der Leipziger Straße aber wird aufgeschoben. Das Bleibobycar, groß wie ein Kinderspielzeug, verkörpert durch seine schwere Ummantelung Aggressivität, Spieltrieb und Umweltbelastung (Abb. 7).



Abb. 7: Bleibobycar



Abb. 8: „Schneekugel“ mit Smogteilchen

Mit einer ungewöhnlichen, mit Smogteilchen gefüllten „Schneekugel“ machte die „Alternative Liste für Demokratie und Umweltschutz“ (später „Bündnis 90/die Grünen Berlin“) schon während des Wahlkampfes für das Berliner Abgeordnetenhaus 1985 auf die schlechte Berliner Luftqualität durch Kohleheizungen und Industrieabgase aufmerksam (Abb. 8). Rußpartikel anstelle weißer Flocken schweben über einer imaginären Landschaft und stehen symbolisch für alle Arten von Luftverschmutzung.

Dass Luft und Wasser rein sein sollten, hat heute jeder begriffen. Aber auch Boden ist wie Luft und Wasser nicht vermehrungsfähig und die Grundlage jeder Stadtentwicklung (Abb. 9). Beunruhigend daher die Tendenz, dass internationale Anleger seit der Finanzkrise

2008 verstärkt in den Boden- und Immobilienmarkt investieren. Boden wird so zu einem Finanzprodukt. Eine bessere, kommunal-kontrollierte Regulierung ist unabdingbar. Bereits 1902 forderte angesichts elender Wohnverhältnisse der Lebensreformer Adolf Damaschke eine grundlegende Bodenreform und zeigte die bis heute relevanten Instrumente hierfür auf: Bodensteuer, Gemeindeeigentum von Boden, Erbbaurecht und Genossenschaft. Seine Ideen zum Boden fanden Eingang in die Weimarer Verfassung, im heutigen Grundgesetz sucht man sie jedoch vergebens!

Die kleine, aber sehenswerte Ausstellung ist pars pro toto Appetitanreger, ein Gruß aus der Werkbundküche. Wir freuen uns schon darauf, zumindest einen Teil der in 450 Kartons verpackten Aus-

stellungsstücke wieder im nächsten Jahr sehen zu können. Wohl 20.000 Exponate sind ein Schatz, den es zu heben gilt.

Drei Hüllen umgeben den menschlichen Körper: die Haut, die Wohnung und die Umwelt. Alle müssen funktionieren und physiologisch, d. h. menschenverträglich sein, damit wir auch langfristig überleben!



Abb. 9: Boden im Glas

Zwischen dem „weiter so“ und „zurück zur Natur“ gibt es genügend Spielraum für Optimisten, Pessimisten, Hedonisten, Asketen, Puristen und Normalos. Finden wir – getriggert durch vitale Interessen – den Weg zwischen Axiom und common sense. Die Zukunft ist das Echo unserer heutigen Entscheidungen!

alle Fotos: Klaus Fiedler